



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 159.

Dienstag, 10. Juli.

1928.

Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

(15. Fortsetzung.)

Diese Gedanken bohrten sich immer fester in Kurt Lensings Hirn. Und wenn er nach Hause kam und Ernst mit der Mutter tuscheln sah, da wurde er erst ärgerlich, dann hatte er im stillen gelacht. Und was verstand die Mutter von der neuen Zeit? Nein nichts! In ihrem ganzen Leben war sie kaum einmal von der Heimat fortgekommen. Er aber hatte im Kriege Frankreich und Belgien, Polen und den Balkan gesehen. Und hatte dann die intensive Wirtschaft auf den großen Gütern studiert. Er fühlte der Gegenwart an den Puls. Daß es Ernst nicht vermochte, der doch auch vieles erlebt hatte, was ging er ihn letzten Endes an? Kam er nicht mit — nun, so trennte man sich! Wie er sich von seinem älteren Bruder Wilhelm hatte trennen müssen. Das war der Lauf der Welt! Man wuchs auseinander!

Als ihn eines Nachts diese Gedanken wieder einmal ganz arg packten, stand er auf. Auf die verschlafenen Fragen Ernsts hatte er nur ein Brummen übrig. Zu Christian Theiß ging er, warf ihn aus den Federn, ließ anspannen und fuhr zum Bahnhof. Die Züge nach Hamburg hatte er im Kopfe.

Stand dann an einer Ecke der Mönkebergstraße und sah auf das Hasten und Treiben der Großstadt, bummelte über den Jungfernstieg mit seinen schönen Läden, setzte sich in den Alsterpavillon und blickte über das Wasser. Hastete dann nach den Landungsbrücken in St. Pauli. Die Elbe schimmerte unter dem Sonnenschein, lockte. Lockte hinaus in die Ferne. Er begriff, daß von hier aus Auge und Hirn mit jäher und jäher Gewalt übers Meer gezwungen wurden. Der Geruch von Teer und Wasser stieg ihm zu Kopf. Drüben von den Werften schallte das Hämmern über den breiten Fluß, auf dem kleine Fahrzeuge hin und her schossen, Sirenen gellten, ein Riesendampfer heulte gerade auf. Tief lag er im Wasser, brachte Frachten von Uebersee. Und dann stand er am Fuße des Hügels, von dem Bismarcks massiges Steinbild auf die Unterelbe sah. Der hier als Greis gestanden und gesagt: Eine neue Zeit, eine andere Welt! . . . Und wenn er ein Greis geworden war, wie jener steinerne Riese da oben, wer vermochte heute zu sagen, wohin ihn dann Fähigkeit und Glück getragen hatten? Das Ziel vor den Augen und drauf zu marschieren! Los! Los! Los!

In Kurt Lensings fünfundsiebenundzwanzigjährigem Hirn fing ein Wille an, sich zur Tat zu schweigen. Aber noch waren weiche Stellen vorhanden. Der Wagen verlangte sein Recht. Nüchtern war er abgefahren von zu Hause, hatte im Alsterpavillon nur eine Kleinigkeit gekostet, Ungebuld hatte ihn wieder hochgetrieben — und ein leises Jagen. Das jetzt hinausgepulvert aus dem Gehirn mit einer Flasche Sekt. Durstig war er geworden — sehr durstig! Fieber rüttelte in seinem Blute . . . Gegangen bis zum Frauental, unterwegs noch irgendwo eine Tasse Mokka getrunken. Sein Herzschlag sollte trommeln zum Sturm.

Er verließ sich erst. Es war ein weiter Weg. Und manchmal wollte sein Schritt zag werden. Da lachte er sich aus, schwang den Spazierstock durch die Luft. Redete sich ein: Ein Eroberer geht zielbewußt seinen Weg — ein Eroberer!

Da lagen die schönen Villen des Frauentals vor ihm. Wer hier wohnte, mußte über massiges Geld verfügen. Jede Besitzung war ein kleines Rittergut wert . . . Siebenundzwanzig — neunundzwanzig — da in dem nächsten Hause, in diesem koketten, weißen Bau in dem großen Garten, da wohnte sie. — — — Sein Schritt stockte, das Herz schlug einen harten Takt. Trieb ihm das Blut in starken Wellen zu Kopf. Losmarschieren! Eroberer girren nicht! Die paden zu! . . . Und er griff nach der Klinke an dem schönen, schmiedeeisernen Tor, riß es auf, warf es hinter sich ins Schloß. Tief auf das Haus zu, ohne rechts oder links zu sehen.

XVI.

Am Mittag stand der Christian Theiß vor Frau Lensing. Sie fragte ihn, wohin ihr Sohn gefahren sei. „Weiß ich nicht! Aber wahrscheinlich nach Hamburg!“

Ein finsternes Gesicht machte der erste Geispannführer, strich sich mit der Hand seinen blonden Schnurrbart zur Seite.

„Hat er Ihnen denn keinen Auftrag gegeben?“

„Nein, der Herr Kurt sagt überhaupt schon lange nichts mehr zu mir! . . . Seit die Frau aus Hamburg hier war, macht die Arbeit keinen Spaß mehr!“

„Sie sind ein verständiger Mann, Christian! In jedes Menschen Leben kommen Zeiten, die einem nicht gefallen!“

Das wußte der Christian Theiß. Solche Zeiten hatte er selbst durchgemacht. Aber nun war Trinchen Fengel verheiratet mit einem anderen. Da packte ihn die Sehnsucht wieder nach der Heimat.

„Weil ich ein verständiger Mann bin, Frau Lensing, möchte ich wieder heim! Der Herr Wilhelm war immer zufrieden mit mir!“

„Wir alle, Christian! Hätten wir Sie sonst meinen jüngsten Söhnen mitgegeben?“

Das Trosteswort versing nicht.

„Hier bin ich nicht so viel nütze wie zu Hause. Es sind andere Menschen! Man versteht sich gar nicht immer! . . . Und mir fehlen die Berge!“

Frau Lensing forschte in Christian Theiß' Gesicht. Das war schärfer geworden — männlicher! Die Augen hatten wieder den festen Blick, den sie in der Heimat verloren hatten. Weil das dumme Trinchen Fengel hinter einem Burschen hergelaufen war, der die Worte besser zu sehen verstanden hatte, und ein wenig mehr besaß als dieser tüchtige Mensch . . . Es war gut so, wie es gekommen war. Der Christian hätte mit dem Firtelfanz, dem Trinchen, kein glückliches Leben geführt.

„Wie lange sind Ihre Vorfahren schon auf unserem Gute im Werratal?“

„Frau Lensing, ich weiß es nicht! Einer von uns war dort immer Schäfer, und die anderen fanden dort auch ihr Brot über Nacht! Da werden Sie es verstehen, daß ein Mann wie ich es nicht lange in der Fremde aushält! Und außerdem war ich vom Anfang bis zum Ende im Kriege!“

„Und immer ein braver Mann!“

„Es ist darüber nicht zu reden, es liegt uns im Blute!“

Frau Lensing hätte gewünscht, Kurt wäre jetzt hier gewesen und hätte gehört, was der schlichte Mann gesagt hatte. Vielleicht hätte das größeren Eindruck auf ihn gemacht als alle ihre Worte!

„Gehen Sie jetzt essen, Christian. Ueber das, was Sie möchten, sprechen wir noch zusammen. So lange ich hier bin, werden Sie es auch hier aushalten!“

Der Gespannführer erwiderte nichts. Senkte den Kopf und ging aus dem Zimmer.

Ernst kam. Er war, nachdem seine Leute zum Mittagessen hereingefahren waren, noch auf den Feldern geblieben. Er wollte den schweren Druck vom Herzen loswerden. Ihm war's, als schwebte ein Unglück in der Luft. Natürlich war Kurt nach Hamburg gefahren, wollte mit dem Kopf durch die Wand. Und Bira Bernhedis Antwort konnte er sich denken. Wenn er sich aber irrte, wenn der Bruder freudestrahlend nach Hause kam und sagte: ich bin glücklicher Bräutigam! Aus der Frau wurde er nicht klug. Und gerade das hatte ihn so sehr in Hitze gebracht! Die gebrechliche Mutter! Wenn für die schwere Tage kamen, ob sie die überstand? ... Er gehörte jetzt an ihre Seite! Und wenn die Frühjahrsbestellung nicht so glatt vonstatten ging, wie es eigentlich sein mußte, so war das sehr bedauerlich, aber nicht zu ändern. Die Mutter! Bei diesem Gedanken krieg ein Haß auf einmal in seiner Brust auf gegen den Bruder. Richtiger Haß! Er wunderte sich. Wie war das möglich? Sie, die fünfundzwanzig Jahre lang in gleichem Schritt und Tritt gegangen waren, hatte diese Hamburgerin auseinandergerissen. Sie hatte es ganz sicher nicht gewollt. Aber es war geschehen. Aus eifersüchtiger Häßerei war Haß geworden — noch dazu, nachdem er überwunden hatte ... Da riß er die Augen auf, stand da mit offenem Munde. Oder war es nur ein Pflaster gewesen, das seine Mutter mit weicher Hand und guten Worten darüber gelegt, und das nun schmerzhaft abriß? ... Heim jetzt — heim. Weiche Hand und gutes Wort der Mutter legten vielleicht ein neues Pflaster auf die wieder blutende Wunde, das hoffentlich besser hielt.

Das Essen wurde aufgetragen, sobald er nach Hause kam. Hungrig war er wie ein Wolf. Heute morgen hatte er vor Aufregung keinen Bissen herunterwürgen können. Die Mutter sah gesäht da, sagte, wie sehr sie sich freue, daß es ihrem Sohne so gut schmecke.

Als dann abgeräumt war, seine Zigarre brannte, ließ Ernst sich in einen Stuhl fallen, am Fenster, an dem die Mutter saß.

„Du darfst dich nicht erregen, wenn Kurt recht verstimmt heimkommen sollte!“

„Ich würde mich freuen, mein Sohn!“ —

„Freu-en? ... Das verstehe ich nicht!“

„Es liegt doch auf der Hand, daß ich ihm jetzt schweres Leid wünschen muß!“

Ernst fuhr sich über die Stirn. Seine Augen liefen durchs Zimmer. Hatte sich denn auch der Verstand seiner Mutter verwirrt? „Ich fasse das wirklich nicht!“

Bei schwerer Krankheit greift der Arzt zum Messer, Gott zum Leid! Er brennt die wundete Stelle aus! Wenn er gnädig ist! Bei dir war er schon am Werke! Da ist er glimpflich verfahren!“

„Mein frommes Mutterchen!“

„Es gibt viele Leute, die lachen darüber und halten sich für viel klüger. Sie sollten in sich gehen.“

„Und du wirst es ertragen, wenn — wenn Kurt hofflos zurückkommen sollte?“

„Mehr! Ich würde Gott danken! ... Ich habe nur eine Sorge, daß ihn Gott so schwer straft, daß er den Weg zu seiner Mutter, in dieses Haus, nicht mehr findet!“ Ernst sprang auf, bleich wurde sein Gesicht.

„Das — hältst du für möglich?“

„Was ist bei Kranken nicht möglich? Mein Sohn, wirf den Kopf in den Nacken, harre der Dinge, die da kommen werden! Und tröste dich mit der Hoffnung einzuweichen: Die Entscheidung steht vor der Tür! Sie wird heute fallen — spätestens morgen!“

Da küßte Ernst Lensing seiner Mutter die Stirn und verließ das Zimmer. (Fortf. folgt.)

Kirschenzeit.

Von Erik Kaiser (Münster).

Nie, daß ich wüßte, in den Jahren nach dem Kriege dem Liebreiz dieser Früchte in Anblick und Geschmack begegnet zu sein, ohne dabei von einer Erinnerung heimlich berührt zu werden.

Es war das Jahr 1917, das mich aus dem furchtbaren Chaos des westlichen Kriegsschauplatzes in die Anmut und Freundlichkeit einer nur wenige Schritte außerhalb von Mülhausen in Thüringen gelegenen Lazarettstation verschlagen hatte. Alles war schneller gekommen, als ich recht begreifen konnte. Verwundung und Abtransport, so daß ich vor dem jähen Wechsel und überraschenden Gegensatz wie vor einem bezaubernden Wunder stand und die Tage in dem grünen Paradies mit seinem kleinen, malerischen See von Schwanenteich in einem förmlichen glückseligen Taumel durchlebte. Allen von Kirschbäumen sah ich da in unmittelbarer Umgebung, wie ich ihnen zuvor noch nicht begegnet war. Dazu war es die köstliche Zeit der Reife und Ernte, wo Leitern gelehnt standen an den Bäumen und unten im Rasen Körbe und Wannen und Waagen, auch kleine dabei zum pfundweisen Verkauf der Früchte gleich am Platze, wenn es jemand begehrte. Und wen packte das Verlangen wohl nicht, der vorüberging, für billiges Geld sich den Magen voll zu essen, sich behaglich dabei hinauszustrecken ins grüne Gras bei dem herrlichen Sonnenschein im vogelgedröhrenden, weiten, ebenen Land mit seinem berückenden ländlichen Frieden! Wir Soldaten genossen es in verstärkter Dankbarkeit, die wir den rastlosen Kampf und den Tod weit draußen im Felde gesehen. Wäschwannen voll der köstlichen Früchte kamen als Spende ins Lazarett, wurden verteilt auf die Reihen der Tischchen neben den Betten, daß den Kameraden allesamt nicht nur das Wasser im Munde zusammenlief, sondern auch der Raum von den lachenden Farben der frisch gepflückten Ernte freundlich belebt ward. Mancher weitete erst das Auge an dem prächtigen Stilleben, ehe er es bedächtig verzehrte und sich schmunzelnd den Leib danach strich.

Niemals in meinem Leben ist es mir wie damals so stark zum Bewußtsein gekommen, wie köstlich gelegen in der Kirschenzeit mein Geburtstag, wenn auch kein Jahr zuvor und danach eine Schale der lieb gewonnenen Früchte auf meinem Gabentisch fehlten. Damals in Mülhausen aber war der Eindruck an meinem Ehrentag ein geradezu bewundernder. Nicht nur daß das Quartier von Kirschplantagen gewissermaßen umschlossen war, auch an der Schwelle jenes strahlenden Junitages, noch bevor man mir von allen Seiten Rosen und gute Wünsche brachte seitens Kameraden und Schwestern und zugereisten Auserwählten, da waren es lachende, blanke, rote Kirschen, ein ganzer Sandsack voll, die mich beim ersten Augenaufschlag am Fußende meines Bettes — wie Feuerblüten aus einem Füllhorn quillend — grüßten. Alles schlief noch ringsum im weiten Saal. Ein Sonnenstrahlchen war durchs Fenster geslitten und kimmerte auf der ältigen Spende, die wie von Heinekmännchen über Nacht still und leise hierher gesauert schien. Mein Blick feierte ergriffen an dem Liebeswerk, und wohlthuend empfand ich hier den Ausdruck eines feinen Tactes, der schon vor Morgengrauen sich um eine Freude bei mir bemüht und nun sich still verborgen hielt. Im Kameraden nebenan, dem Musiker aus Hamburg, entdeckte ich später den Wohltäter. Was hatte er reich gespendet, der so arm an Dankschaft war! Genug, um allen meinen Gästen davon eine erquickende Hand voll abgeben zu können. Ein kleines Möbel war ihm behilflich dabei gewesen, das blonde Töchterlein eines Kirschenbauers, ein rotwangiges Kind, das verdeckt sein sehndes Herz durch die süßen Kirschen zu mir sprechen ließ. Was haben die Früchte so eigen geschmeckt! Fast ist es, als läge ihr Geschmack mir noch heute auf der Zunge. Oder ist es der unvergängliche Erinnerungstausch an die sonnigen Rüsse, die verstohlen das blonde Kind und der junge Soldat auf der Bank unterm Kirschbaum tauschten, als es oben in den Zweigen nichts mehr zu pflücken gab?

„Ich möchte doch kein Sultan sein!“

Erinnerungen an Abdul Hamids Hofhaltung.

Von Hugo v. Röll.

Von dem einstigen Sultan Abdul Hamid sagte einmal ein russischer Botschafter in Konstantinopel, er sei der schlaueste Diplomat Europas. Er verstand es, in allen internationalen Streitfragen die Vertreter der Mächte mit seltsamem Geschick gegeneinander auszuspielen, um schließlich als tertius gaudens aus dem Konflikt hervorzugehen. Und der Sultan selbst sagte von sich, daß er klüger sei als seine Gegner, weil er jedem Menschen mißtraue. Nach diesem Grundsatz verfuhr er aber nicht nur in Fragen der großen

Politik, sondern noch vielmehr in seinen inneren Angelegenheiten. Er hegte Würdenträger und Minister gegeneinander, so daß sich niemals eine geschlossene Partei bilden konnte. Abdul Hamid litt bekanntlich an ausgesprochenem Verfolgungswahn und witterte überall Anschläge auf sein Leben. Bedienstete und Würdenträger aus seiner Umgebung wußten aus dieser Gemütsverfassung ihres Herrn und Gebieters klingenden Vorteil zu ziehen. Wenn der Sultan zum Beispiel nichtsahnend durch die Reihe seiner glänzenden Räume im Yıldız-Palast schritt, trat ihm plötzlich ein Kammerherr, ein Diener oder ein Eunuch entgegen, verneigte sich tief und wisperte: „Effendimis, ich bitte, gehen Sie nicht durch die nächste Tür.“ Sofort drehte Abdul Hamid um, zog aus der Tasche ein kleines, rotseidenes Beutelschen und steckte es dem „treuen Diener“ in die Hand. Der Sultan trank viel und oft am Tage türkischen Kaffee, um etwaige Müdigkeit von sich fernzuhalten; er fürchtete sich, am Tage einzuschlafen. Für die Nacht wählte er ja stets eine andere Schlafstelle, damit niemand wisse, wo er zu finden sei. Wenn ihm nun der Kaffee gebracht wurde und er bereits die Hand danach ausstreckte, trat plötzlich irgend eine Hofschranze dazwischen mit den Worten: „Effendimis, bitte trinken Sie nicht diesen Kaffee, ich werde Ihnen einen anderen bringen.“ Der Dienstbesessene trug den Kaffee hinaus und einige Minuten später brachte er ihn wieder. Der Sultan glaubte, daß sein „treuer Diener“ den wahrscheinlich vergifteten Kaffee fortgegossen habe und ihm nunmehr einen ungefährlichen Kaffee bringe; er drückte ihm dafür das rotseidene Beutelschen in die Hand! Nach Ansicht Abdul Hamids gab es bei Menschen keine Treue als Charaktereigenschaft, man konnte sie nur für klingende Münze kaufen.

Bei dieser krankhaften Angst um seine Sicherheit wählte der Sultan Würdenträger und Diener für eine engere Hofhaltung lediglich nach Maßgabe ihrer Ergebenheit für seine Person aus, ohne Berücksichtigung ihrer Qualifikation für die betreffende Stellung. Wer es verstand, sich bei Abdul Hamid durch Aufdeckung irgend eines erfundenen Komplots gegen sein Leben bemerkbar zu machen, dem war eine glänzende Zukunft gesichert. So wurde zum Beispiel ein Staatsanwalt bei einem Gerichtshof in Stambul, weil er einen Pascha, gegen den Abdul Hamid Mißtrauen hegte, in den Anklagezustand versetzte und ein Urteil auf lebenslängliche Verbannung erstritt, als Lohn zum — Marineminister ernannt! Der Mann war nie Soldat gewesen, geschweige denn Seemann.

In Yıldız herrschte eine unglaubliche Mißwirtschaft. Wer nicht den Haushalt des Sultans aus der Nähe kennen lernte, konnte sich keine Vorstellung machen von der mangelhaften Verschwendung, die dort getrieben wurde. Minister der Zivilliste des Sultans war zur Zeit, als ich viel in Yıldız verkehrte, ein älterer, würdiger Herr, — ein christlicher Armenier! Ich war häufig bei ihm und durfte mich seines besonderen Wohlwollens erfreuen. Von ihm hörte ich, welche enormen Summen der Hofstaat des Sultans verschlang. Aus den kaiserlichen Küchen wurden täglich Zehntausende gespeist. Dabei kamen aber nicht etwa Armen-speisungen oder sonstige Wohltätigkeiten in Frage, sondern lediglich diejenigen Menschen, die in irgend einer Art zu Yıldız gehörten und — allerdings deren sämtliche Angehörige! Der Sultan selbst mit seiner Umgebung und seiner persönlichen Dienerschaft, die 600 Haremsdamen mit ihren Dienerinnen und Eunuchen verschwanden zahlenmäßig gegen die ungeheure Menge der übrigen Effer und — Schwarzer.

80 Köche arbeiteten allein in der Sultanstüche, hunderte in den vielen anderen Küchen von Yıldız. Diese Leute waren sämtlich glänzend gestellt, damit jeder einzelne ein Interesse daran hatte, daß der Sultan lange am Leben blieb.

Was an Lebensmitteln nach Yıldız geliefert werden mußte, überstieg in seinen Mengen fast das Begriffsvermögen eines normalen Menschen. An Fleisch kam nur Hammelfleisch in Frage, und zwar mußten täglich viele hundert geschlachteter Dämmer in die Küchen geliefert werden, ebensoviel großes und kleines Geflügel. Der tägliche Bedarf an aller Art von Gemüse und Obst betrug viele Zentner. An all diesen Lieferungen verdienten von oben bis unten alle diejenigen, durch deren Hände die Nahrungsmittel gingen, und von denen sie auf die einzelnen Küchen verteilt wurden; die Presse waren dementsprechend festgesetzt! Am meisten verdienten die Köche selbst. Abends konnte man in dem Stadtteil Beşiktaş, unterhalb Yıldız am Bosphorus, einen sämtlichen Markt von Fleisch, Geflügel, Gemüse usw. sehen, den die Köche aus Yıldız dort mit all den „abrigablen“, d. h. unterschlagenen Nahrungsmitteln veranstalteten. Hier kaufte das Volk billig und gut! Der Sultan wußte es, ebenso der Minister der Zivilliste und alle höheren Beamten des Palais; aber es wurde stillschweigend geduldet, denn alle, die von diesen Mißständen profitierten, konnten ja nur von Herzen wünschen, daß dieser Sultan, der so etwas duldet, noch recht lange lebe!

Eins der wichtigsten Ämter in Yıldız, wenigstens in den Augen des Sultans, war das des Kilardshi-Baschi (gleichbedeutend mit dem mittelalterlichen Truchseß), und der alte brave Osman Pascha war sich seiner Würde wohl bewußt. In seinen Händen, bezw. auf seiner Zunge, ruhte ja das Leben des Sultans. Ich war häufig bei ihm, wenn ich nach Yıldız kam, und er lud mich dann immer ein, mit ihm zu speisen. So oft ich sein Gast war, sah ich ihn seines Amtes warten. Wenn uns ein Diener eine Speise brachte, trat mit ihm ein anderer ein, der eine silberne Schale mit zwei Henkeln trug, dazu einen passenden Deckel, ebenfalls mit zwei Henkeln. Osman Pascha fuhr mit einem Löffel in jede dieser Schalen und aß vor den Augen des Dieners davon eine Kostprobe. Dann wurde der Deckel auf der Schale mittels eines silbernen Drahts befestigt und dessen Enden mit einer Blombe, in die das Siegel Osman Paschas gedrückt wurde, geschlossen. Oben prüfte der Sultan bei jeder Schüssel diese Blombe, ließ dann erst die Schale öffnen und aß erst, nachdem der Diener die Worte gemurmelt: „Der Kilardshi-Baschi hat davon gegessen.“ Da ein alltägliches Mittagessen infolge dieses Dokuspokus stundenlang dauerte, denn es folgten sich etwa zwanzig verschiedene Gerichte, die sämtlich in gleicher Weise behandelt wurden, so war Osman Paschas Tag damit fast ausgefüllt. Die Zusammenkunft so eines großherrlichen Essens war ebenso wie die Reihenfolge der Speisen für mich durchaus neu. Wenn zum Beispiel mit einem ganzen am Spieß gebratenen Lamm, das mit einer Farce von Reis mit Pistazien, Rosinen usw. gefüllt war, begonnen wurde, folgten dann allerhand süße Honiggerichte abwechselnd mit verschiedenen Ragouts, Gemüsen in Öl und anderen Braten von Hammelfleisch. Zum Schluß immer der unvermeidliche, übrigens ausgezeichnete türkische Pilaff (Reis). Es gab niemals eine Suppe, auch keine Kartoffel; Fisch habe ich in Yıldız nie gegessen.

Zu großen offiziellen Festlichkeiten machte ein Wiener oder Berliner Restaurant das Menu und lieferte meist das ganze fertige Diner.

Wenn Osman Pascha einmal an irgend einem Gericht etnen nur im geringsten bestreudenden Geschmack wahrnahm, spie er die Kostprobe aus und konfiszirte die betreffende Speise, um sie untersuchen zu lassen.

Ich habe den Sultan niemals um sein Mittagbrot von awansig Gängen beneidet, ihn aber oft bemitleidet, daß er für die Hunderttausende, die ihn sein tägliches Mahl kosteten, nicht einmal den Genuß haben konnte, wie unsereins, der sein Rindfleisch mit Bouillontartoffeln für zirka zwei Mark und ohne Angst vor Vergiftungen usw. verzehren konnte.

✓ Sie im Pelz.

Von Maria Ibele.

In heller Aufregung, ohne Mantel, kam ein junges, blondes Ding in die Schlosserwerkstätte gestürzt.

„Bitte, schicken Sie mir doch gleich jemanden mit! Mir ist die Wohnungstür zu gefallen“, schrie sie.

Der Meister schaute die Afsel; die glaubte wohl, daß er auf sie gewartet habe.

„Die Gesellen sind alle fort und ich selbst habe eine dringende Arbeit“, brummte er.

„Das Essen steht aber doch bei mir zu Hause auf dem Gasheide, am Ende kommt es zu einem Brande“, jammerte die junge Frau. „Kann der Kletne dahinten nicht mitgehen?“

Strahlend löste sich der Lehrbube aus dem Dämmer. Selbstverständlich konnte er mitgehen und eine zugefallene Türe öffnen.

Der Meister gab ihm einen Bund Schlüssel, während die junge Frau aufatmend und voll Eile das Geld für den Gang auf das Fensterbrett zählte.

Richtig im Lauffschritt rannten die beiden.

„Zur Vorsicht wollen wir aber doch noch noch unten läuten!“ meinte sie, als sie am Hause waren. „Vielleicht ist mein Mädchen unterdessen nach Hause gekommen.“ Auch oben an der Türe versuchte sie es ein zweites Mal. Es rührte sich aber nichts.

Wie ein Meister arbeitete der eifrige Lehrbube. Schon nach einer Minute sprang der Riegel aus dem Schloß.

Überglücklich schenkte ihm die junge Frau ein Geldstück, mit dem der Bube hocherfreut über die Treppe hinunterpostete.

Das junge, blonde Ding jagte dann in die Diele hinein. Jawohl, der wertvolle Persianermantel hing noch im Korridor, wie sie heute morgen, als sie Klappspitzen feilbot, bemerkt hatte. Sie riß den Pelz vom Haken, warf ihn über und stülpte, während sie über die Treppe schlüpfte, eine Mütze auf den Kopf und rannte zur nahen Autohaltestelle.



Die unsterbliche Gabel.

Von Alice Flechtner-Lebach.

Auch in unserer schnelllebigen Zeit gibt es Dinge, die allen wechselnden Modereichtungen zum Trost, über alle Strömungen hinweg ihre Geltung behalten. In der Kleidung hält sich beispielsweise mit großer Zähigkeit die gestrickte Kleidung in ihrer dominierenden Stellung, unter den Handarbeiten ist es vor allem die Gabeltechnik. Oft schon tot gesagt, oft schon niedergedrückt von plötzlich auftauchenden Neuheiten, hebt sie immer wieder triumphierend ihr Haupt empor. Aber die begnügt sich — zu ihrer Ehre sei es gesagt, nicht allein mit dem Gefühl des Siegestriumphes — sie versucht es auch, sich dieser dauernden Beliebtheit wert zu erzeigen und schafft sich immer neue Gebiete und auf den allen Gebieten immer neue Möglichkeiten.

Es liegt diese Beliebtheit wohl vor allem in der einfachen und doch dem Geschmack volle Freiheit lassenden Technik, in der großen Farbenwahl, die für sie in Betracht kommt und nicht zuletzt in dem Umstand, daß sie noch eine jener Handarbeiten ist, die überall hin mitgenommen werden kann. Gerade das letztere hat sie zu einer so sehr beliebten Sommerarbeit gemacht. Man kann sie in das Gartenkonzert so gut mitnehmen, wie auf die Reise, im Seebad „gabelt“ man — man gabelt angesichts der Berge. Immer hat man das Empfinden, eine kleine, nicht unnütze und sehr hübsch wirkende Arbeit zu leisten, ohne doch in der Erholung oder Unterhaltung gestört zu werden.

Und der Möglichkeiten gibt es viele.

Immer wieder finden sich Gegenstände, die des „Gabelns“ wert und gerade in dieser duktigen Technik so besonders und apart wirken. Die feinen Gabelbörzchen an Kinderwäsche und Kinderkleidchen, die schönen Gabelmilieus in feiner Damenwäsche sind von mir schon einmal früher gewürdigt worden. Heute können wir uns der sommerlichen Stimmung anpassen und sehen was auf dem Gebiete der bunten fröhlichen Gabeltechnik Neues zu finden ist.

Da sehen wir vor allem ein neues Material für Gabelarbeiten, das bisher noch fast gar nicht verwendet wurde — den Seidenbast; in den köstlichsten Farben, in allen hauchfeinen Schattierungen bietet er glatt gespannt nur oben und unten gegabelt oder in feinen Mustern gehalten einen wunderbar schönen Überzug für Lampenschirme — speziell für solche, die in Veranden, auf Loggien oder Dienen Verwendung finden.

Ganz entzückend sehen diese farbigen kleinen Lampenschirme besonders bei Tischlampen aus. In einer weichen satten Farbe gehalten oder, was zuweilen noch hübscher wirkt, in Abschattierungen finden wir sie in allen möglichen Formen, Kugeln, kufischen Gestalten, abenteuerlichen Dreiecken oder Spitzen, an die chinesischen Formen erinnernden Arten. Dahinter ist ganz leichter weißer Mull gespannt, um die Wirkung besonders zart zu gestalten.

Ebenso kann man die beliebten kleinen Handtaschen für die Sommerfrische und die Taschen für Bücher aus Seidenbast gabeln und in dichten Mustern gehalten auf gleichfarbigen Satin oder Seidenstoff aufbringen. Auch Serviettenringe werden in Seidenbast gegabelt, doch sind die aus Wolle hergestellten vorzuziehen. Gegabelte Serviettenringe in der Farbe des Tischtuchrandes gehalten sind besonders für Haushaltungen, die viel Gäste beherbergen, sehr praktisch. Sie erhalten für jeden Gast eine besondere Farbenkarte, die nur ihm allein zusteht. Sie sind weich, schmiegsam, schnell hergestellt und sehen apart aus.

In Wolle, Garn oder Kunstseide sind ja die Gabelarbeiten hinlänglich bekannt und es muß schon der Kreis der Gegenstände erweitert werden, soll hier etwas Neues geboten werden. Eine solche Neuerung finden wir in dem gegabelten „Sonnenschirm“. Ein ganz drolliges Ding, das aber so dekorativ ist, daß viele Frauen, die einen solchen Strandschirm noch nicht besitzen, ihn sich vielleicht noch während dieser Sommertage gabeln, bezw. kaufen werden. Die eigentliche Sonnenseit erwarten wir ja auch noch und gerade gegen die heißen Spätsommerstrahlen wird dieser durchsichtige Schirm, der mildert, ohne abzudecken, gute Dienste leisten. Im Farbenton auf den Bade- oder Strandanzug gestimmt, vielleicht einige Töne zarter, vielleicht auch vom dunkleren Mittelpunkt nach außen zart abgeschattigt, bildet er eine reizende Ergänzung zum eleganten Anzug für die Sommer-

frische. Als Material wird meist Kunstseide genommen, doch ist auch mercerisiertes Garn, indanthrengefärbt, zu empfehlen.

Weniger filzvoll und nicht sehr geschmackvoll sind die neuerdings hier und da auftauchenden gegabelten Kleider. Für Kinderkleider und kleine Mädchen eignet sich die Technik gut, für Sommerkleider will es mir nicht hübsch und auch nicht praktisch erscheinen. Ich sah in diesen Tagen ein gegabeltes Kleid aus weißer Wolle mit korallenroten Häkelbörzchen durchsetzt, es sah wohl eigenartig aus, aber doch mehr nach der Seite des Sonderbaren.

Zu weit darf das Feld nicht sein, das man der Gabel einräumt, aber die heutige Frau wird ja Maß und Ziel selbst kennen und sich auf Dinge beschränken, die der Technik der Gabel und ihrer praktischen Verwendungsmöglichkeit entsprechen.

Auch ohnedies bleibt der unsterblichen Gabel ein weites Gebiet, auf dem sie hübsche und wirklich zweckentsprechende Dinge leisten kann.

Der „schwarze Mann“.

Von M. Trost.

Eine weitverbreitete, aber äußerst schädliche Unsitte ist es, Kinder durch Erweckung eines Angst- und Furchtgefühls zum Gehorsam erziehen zu wollen.

„Wenn du nicht artig bist, holt dich der schwarze Mann,“ so und ähnlich hört man oft Mütter zu den Kleinen sprechen.

Wer den ängstlichen Ausdruck auf den Kinderge Gesichtern beobachtet hat, mit dem sie sich nach einer solchen Drohung umsehen pflegen, den faßt ein förmliches Erbarmen mit den armen Geschöpfen, die durch die Unüberlegtheit der Erwachsenen solchen seelischen Schäden preisgegeben werden. Denn nie wird ein derartig eingeschüchtertes Kind seine frohe Unbefangenheit und Sorglosigkeit wiedergewinnen. Oft haftet auch den großgewordenen Kindern noch eine törichte Furcht vor dem Alleinsein in Zimmern oder bei Dunkelheit an, die immer ihren Ursprung in der Einwirkung von Geschichten hat, die ihnen vom „schwarzen Mann“ und ähnlichen Schreckensgeistesern erzählt worden sind.

Was bezweckt die Erzieherin, ganz gleich, ob es die Mutter selbst oder eine Hausangestellte ist, mit der Einschüchterung des Kindes? Sie will den Gehorsam oder das ruhige Verhalten des Kindes erzwingen, das sie auf anderem Wege nicht zu erreichen glaubt.

Aber sollte eine denkende Mutter sich nicht schämen, so wenig Geltung dem kleinen Kinde gegenüber zu besitzen? Sollte nicht ein freundlicher, im Notfall ernst gesprochener Verweis genügen, um das Kind gefügig oder ruhig zu machen? Ist das nicht ein Armutszeugnis, das sich die Mutter selbst gibt, wenn sie zu diesen erfundenen Hilfstruppen greifen muß? Vor allem sollte der Gedanke, dem Kinde seelischen Schaden zuzufügen, eine Mutter davon abhalten, das Kind mit dem „schwarzen Mann“ einzuschüchtern, denn es können bei zarten, schwächlichen Kindern schwere Störungen des Nervensystems daraus entstehen.

Und noch eins, ihr Mütter. Wenn die Kinder älter geworden sind und ihre eigene Urteilsfähigkeit sie aufgeklärt hat, daß es keinen schwarzen Mann gibt? Wollt ihr dann mit dem Makel der Unwahrheit vor ihnen dastehen? Wollt ihr in den Augen eurer Kinder das Urteil lesen, das sie über euch fällen, wenn sie an die angstgefolgerten Stunden der Vergangenheit denken, zu denen ihr die Veranlassung gegeben habt? Sie werden nichts sagen, wie sie in ihrem Glauben an eure Wahrhaftigkeit erschüttert sind, aber auch dieser seelische Schaden ist die Folge einer törichten Gedankenlosigkeit, in dem Gerede begründet vom schwarzen Mann.

Frauenleben — Frauentreiben.

Die 8. Rektorin in Groh-Berlin. Frau Kesselmann ist vom Provinzial-Schulkollegium zur Rektorin in Neudölln ernannt worden. Mit dieser Ernennung hat Berlin den 8. weiblichen Rektor bekommen.

Der erste weibliche Bürgermeister in Sachsen. Borkum ist für die Gemeinde Uthoft im Bezirk der Amtshauptmannschaft Rameznau zum erstenmal eine Frau, Elisabeth von Wilde, als Bürgermeister gewählt worden.